



Kriegsende 1945 in Glauchau – Zeitzeugen erinnern sich

„Bleibende Erinnerungen als Schüler der 5. Klasse“

Wenige Tage bevor die amerikanischen Truppen Glauchau erreichten, erlebte ich, Klaus Meinhardt, Jahrgang 1934, als 11-jähriger Oberschüler (damals in der Lindenstraße) selbst noch ein Kriegsereignis. Während des Unterrichts kündigten die Sirenen den Anflug feindlicher Flugzeuge an. Wir wurden, wie immer bei Fliegeralarm, nach Hause geschickt, um die Ansammlung vieler Schüler im Schulgebäude zu vermeiden. Als ich mit einigen Klassenkameraden auf halber Höhe des Postberges war, erschreckten uns plötzlich aus Richtung Bahnhof Flugzeug- und Explosionsgeräusche. Wir gingen auf dem Hang hinter den Stämmen großer Bäume in Deckung und warteten bis Ruhe eingetreten war. Oben am Postberg holten uns dann Anwohner der Leipziger Straße in die Keller ihrer Häuser. Später erfuhren wir, dass die Flugzeuge einen auf dem Bahnhof haltenden Militärzug angegriffen hatten, wobei es zahlreiche Tote gab.

Im Radio verfolgten wir ständig, wie die Kampffront aus Richtung Thüringen heranrückte. Am Freitag, dem 13. April 1945, gegen 13 Uhr, riefen die Sirenen „Kriegsalarm“ mit Dauerheulton aus. Meine Mutter ging mit meiner jüngeren Schwester und mir in unseren Keller, wo wir uns seit Jahren bei Fliegeralarm aufgehalten haben. Mein Vater, der aus gesundheitlichen Gründen nicht beim Militär war, wurde während des Krieges als Helfer zum Stab des Glauchauer Luftschutzes beordert, der sich bei Alarmen in einem provisorischen Bunker hinter der Krankenkasse in der Bahnhofstraße aufhielt.

Vor möglichen Kämpfen in der Stadt oder Angriffen aus der Luft hatten wir schon Angst, denn mit drei Kasernen bot Glauchau militärische Ziele und niemand wusste, welcher sinnlose Widerstand von dort eventuell noch geleistet wurde. An drei Tagen und Nächten hörten wir ständig Flugzeug- und Geschosslärm, aber zum Glück blieb Glauchau von größeren Schäden bewahrt, abgesehen von einigen zerstörten Häusern am Chemnitzer und Leipziger Platz, in der Sonnenstraße und von Teilen des Schlosses.

Am Sonntagabend war Glauchau dann offenbar ganz im Besitz der Amerikaner. Zwei mit Maschinenpistolen bewaffnete, dunkelhäutige Soldaten durchsuchten auch unser Haus nach versteckten deutschen Soldaten, was unsere aufgeregten kindlichen Gefühle schon berührte. Durch die Straßen fuhren Jeeps und andere Militärfahrzeuge, an Kreuzungen standen Militärposten.

Am Montag gingen die Einwohner wieder auf die Straßen, jeder wollte sich von der neuen Situation überzeugen. Unser Bäcker verkaufte bereits stundenweise wieder Brot und in der Innenstadt wurden Flugblätter und Zeitungen der „Besatzungsadministration“ verteilt, mit denen Befehle zum Verhalten der Bürger bekannt gemacht wurden.

Es musste sich auch wie ein Lauffeuer herumgesprochen haben, dass auf dem Güterbahnhof ein großes Lager mit Rohtabak offen stand und Kolonnen von Handwagen fuhren entlang dem Gleis neben der Holzhandlung Schellenberg dorthin und kamen voll beladen zurück. In den Sommermonaten hingen dann an Balkons, Schuppen und Gartenlauben unübersehbar die Tabakbündel zum Trocknen und die Drogerien boten Produkte zur Behandlung des Tabaks mit den erforderlichen Gebrauchsanweisungen an.

Für Jungen in meinem Alter gab es in diesen Tagen natürlich viel zu sehen und mit Neugier gingen wir zu den Wiesen, auf denen die „Amis“, wie sie ja nur genannt wurden, ihre Lager aufgeschlagen hatten. Wir hatten einfach das Gefühl, dass der Krieg vorbei war. Die Schulen blieben bis Mitte Juli geschlossen. Aber unser Klassenlehrer, Herr Schröder, bestellte uns in seine Wohnung gegenüber der späteren Poliklinik

und übergab uns Übungsaufgaben, zum Beispiel in Mathematik und Englisch, die wir nach einigen Tagen erledigt wieder zu ihm bringen mussten.

Nach einigen Wochen zogen sich die amerikanischen Truppen aus Glauchau bis hinter die Flutrinne zurück. Die Stadt war besatzungslos, mit der Mulde bzw. Flutrinne als von den Amerikanern bewachte und nur hin und wieder passierbare Grenze, bis Mitte Juni die sowjetische Besatzung begann.

Klaus Meinhardt

„Erinnerung an das Kriegsende in der Lehrzeit“

Die letzten Tage des NS-Regimes in der Kreisstadt Glauchau.

Betrachtungs-Zeitraum: 08. bis 14. April 1945.

Ein damals 14-Jähriger erinnert sich an die letzte Woche der Herrschaft des „Großdeutschen Reiches“ in unserer Heimatstadt.

Es ist der 8. April 1945, ein grauer Frühlingstag, wie auch die vergangenen Tage in dieser Woche. Früh um 5 Uhr klingelt mein Wecker und fordert mich zum Aufstehen auf. Doch ich hatte absolut keine Lust, dem Wecker Folge zu leisten, denn eine schlaflose Nacht lag hinter mir. Grund dafür war ein mehrstündiger Fliegeralarm mit Aufenthalt im Luftschutzkeller. In den vorangegangenen Tagen und Wochen hatten sich diese „nächtlichen Störungen“ drastisch erhöht. Grund dafür war, dass die alliierte Luftwaffe die absolute Herrschaft über den deutschen Luftraum übernommen hatte. Deutschland hatte nichts mehr entgegenzusetzen.

Der Verfasser dieses Berichtes arbeitete seit Anfang April 1945 als Maurer-Lehrling in einer Glauchau Baufirma. Die Baustelle lag in Höckendorf auf der höchsten Stelle in der Ziegelei Saaro, etwa 250 Meter entfernt liegt die Autobahn A4 von Gera nach Chemnitz. Der Standort war für uns sehr gefährlich, denn amerikanische Flugzeuge kontrollierten nicht nur die Autobahn, sondern auch das seitliche Umland. Sie schossen auf alles, was sich am Boden bewegte. Auf die Warnsignale der Sirenen konnte man sich auch nicht mehr richtig verlassen. Manchmal krachte es bereits, bevor der Sirenton ertönte. Es war für uns deshalb wichtig, die Gefahrenmomente selbst zu erkennen und rechtzeitig den schützenden Erdgraben aufzusuchen. Vorsichtig lugten wir über den Grabenrand und konnten dabei die amerikanischen Flugzeuge erkennen, wie sie in ganz geringer Höhe die Bahnhöfe absuchten und auf alles schossen, was sich am Boden bewegte.

Unsere Baubrigade auf der „Höckendorfer Höhe“, welche den Auftrag hatte, ein Kriegsgefangenen-Lager zu bauen, war personell schwach besetzt. Es fehlten uns die „leistungsfähigen Jahrgänge“, denn sie kämpften entweder an der Front oder waren bereits gefallen für „Führer, Volk und Vaterland“ (Nazijargon). Es standen deshalb nur noch Rentner und junge, gerade dem Kindesalter entwachsene „Nachkonfirmanden“ als Hilfsarbeiter auf unserer Baustelle.

Seit dem 9. oder 10. April konnte man aus westlicher Richtung ein fernes Grollen hören. An Frontgeräusche konnte man noch nicht glauben, denn der deutsche Wehrmachtsbericht beschrieb die Kampfhandlungen zwischen der Fulda und der Werra. Auch wurde uns berichtet, dass Panzerspitzen bis in den Raum von Bad Wildungen vorgedrungen sind. Doch die Realität sah ganz anders aus. Die Berichte des deutschen OKW hingen 3-4 Tage hinterher und wurden zusätzlich im Sinne der Nazis verfälscht. In Wirklichkeit hatten die Amerikaner bereits fast Thüringen un-

ter ihre Kontrolle gebracht und stießen weiter in östliche Richtung vor.

Doch verlässliche Frontberichte konnte man von einem deutschen Sender nicht erwarten. Nur von der BBC London bekam man der Wirklichkeit entsprechende Berichte über das aktuelle Frontgeschehen. Dieser Sender lieferte abends ein deutschsprachiges Programm mit Nachrichten und Kommentaren. Doch das Einschalten dieses Senders war gefährlich, denn es war ein Feindsender und das Anhören verboten. Wer trotz Verbot erwischt wurde, dem drohte die Todesstrafe. Fast täglich berichtete die Presse über vollstreckte Urteile. Am 10. April erschreckte uns dieser Sender mit der Nachricht, dass amerikanische Truppen den Raum Gera erreicht hätten. Es war eine Schocknachricht, denn wir wähten den Frontverlauf erst an der thüringischen Westgrenze (gemäß den deutschen Wehrmachtsberichten).

Die Frontsituation in der ersten Aprilwoche war folgende: Nachdem die britisch-amerikanischen Kampfverbände den Rhein überschritten hatten, ließ die Kampfkraft der deutschen Resttruppen kräftig nach. Es machten sich zu diesem Zeitpunkt bereits Auflösungserscheinungen bemerkbar. Gegnerische Frontdurchbrüche konnten nicht mehr „abgeriegelt“ werden und so verschlimmerte sich die Lage der deutschen Truppen täglich. Nur noch restliche Verbände kämpften vergeblich gegen eine erdrückende Übermacht.

Inzwischen hatten wir den 11. April erreicht. Der Tag begann wieder einmal mit Fliegeralarm. Gegen 11 Uhr vernahmen wir von unserem Standort auf der Höckendorfer Höhe aus nördlicher Richtung heftige Explosionen mit Rauchentwicklung.

Wie wir später erfuhren, handelte es sich um einen Luftangriff auf den Glauchauer Bahnhof. Ein deutscher Militärzug war das Ziel des Angriffes. Eine Nebelwerfer-Ableitung sollte von der Ostfront nach Bayern verlegt werden und wartete auf einem Gütergleis auf das Abfahrtssignal. Eine Bombe traf einen Munitionswagen, welcher explodierte. Zahlreiche Wehrmachtsangehörige starben bei diesem Angriff, welcher zusätzlich mit Bordwaffen geführt wurde. Auch einige Bahnhofsangehörige kamen dabei zu Schaden. Auf dem Bahnhofsgelände entstand erheblicher Sachschaden. Die Gleisanlagen im östlichen Bereich wurden schwer beschädigt. Auch das Verwaltungsgebäude, der Loksuppen und ein Stellwerk wurden getroffen. Ein Bahnwärterhaus brannte vollkommen aus. Auf dem gesamten Bahnhofsgelände herrschte absolutes Chaos.

Am Donnerstag, den 12. April ist aus dem vortägigen „fernen Grollen“ ein regelrechter Gefechtsalarm geworden. Dies bedeutete, dass die Front ganz in der Nähe war. In der Stadt und den Vororten begann man mit Verteidigungsvorbereitungen. Arbeitsdienstler errichteten Straßensperren und Verteidigungsabstellungen.

Dann kam unser Schicksalstag, der 13. April 1945. Die Sirenen heulten bereits am frühen Morgen und verhiessen nichts Gutes für den bevorstehenden Tag. Mit gemischten Gefühlen setzte ich mich auf mein Fahrrad, um den Arbeitstag zu beginnen. Ich stellte mir die Frage: „Werde ich diesen Tag heil überstehen und abends wieder nach Hause zurückkehren können?“

Eine Amsel sang ihr Morgenlied und machte mir Mut für die Bewältigung des bevorstehenden Tages. Als ich auf der Baustelle angekommen war, traute ich gegen 10 Uhr meinen Augen nicht, denn aus Richtung Autobahnbrücke „bewegte“ sich eine Menschenkolonne in Häftlingskleidung von West nach Ost. Es waren ausgemergelte Gestalten und ihre Gangart war müde und schleppend. Bewacht wurden sie von uni-

